

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 28 (2021)
Heft: 310

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

<p>Notizen eines seltsam riechenden Sommers: Jessica Jurassicas Debütroman <i>Das Ideal des Kaputten</i>. Von Veronika Fischer</p> <p>52</p>	<p>Ein queeres Magazin und Libby Jones' Handbuch <i>Striptease daheim</i> sind die ideale Bettlektüre im Fuckdown. Von Veronika Fischer</p> <p>54</p>	<p><i>Vati</i>: Nach ihrem Erfolgsbuch <i>Die Bagage</i> über das Leben der Grossmutter erzählt Monika Helfer jetzt vom Vater. Von Karsten Redmann</p> <p>55</p>
<p>Wortlaut digital (I): Die junge St.Galler Autorin Maya Olah ist eine der Entdeckungen. Von Eva Bachmann</p> <p>Wortlaut digital (II): Werner Rohners Roman <i>Was möglich ist</i> über drei Frauen, die aufbrechen. Von Gallus Frei-Tomic</p> <p>56-57</p>	<p>Gerechtigkeit für die «Wandas»: Bettina Oberli macht Ausbeutung in der Pflege zum Thema einer Kino-Tragikomödie. Von Emilia Sulek</p> <p>58</p>	<p>In der St.Galler Erker-Galerie wurde ein Stück europäische Geistesgeschichte geschrieben. Das Kunstmuseum erinnert daran. Von Peter Surber</p> <p>60</p>
<p>Teilen, tauschen, verzichten: Das Kunst(zeug)haus Rapperswil-Jona zeigt mit «Sharity» Kunst zu einem brisanten Thema. Von Kristin Schmidt</p> <p>62</p>	<p>Mit <i>Dreams & Nightmares</i> liefert der Rheintaler Dionys Müller den Soundtrack für die eigene Lockdownstube. Von Roman Hertler</p> <p>63</p>	<p>Parcours: Auf nach Saint City und ins Zeughaus Teufen.</p> <p>64</p>

Notizen eines seltsam riechenden Sommers

Jessica Jurassicas Lifestyle ist geprägt von vollen Aschenbechern und leeren Proseccodosen. Über ihren Drogenkonsum, ihre Fuckboys und die prekären Arbeitsbedingungen im Kulturbetrieb schreibt sie auf Twitter, Facebook und Instagram. Jetzt erscheint ihr Debütroman *Das Ideal des Kaputten*. Von Veronika Fischer



Jessica Jurassica (Bild: Nikolaj Leu)

Wer Jessica Jurassica in den Sozialen Medien folgt, kennt eine junge Frau in Sturmhaube und Armeehosen, die schonungslos offen über ihren exzessiven Lebensstil schreibt. Themen, denen man in Gesprächen morgens um fünf auf den Toiletten von irgendwelchen angeranzten Clubs begegnet, in einem harschen, schroffen, selbstironischen Ton gehalten.

In ihrem Debutroman *Das Ideal des Kaputten* geht sie über dieses selbsterzeugte und auch mittlerweile selbstüberholte Bild hinaus und erzählt in leiseren und tiefschürferen Tönen von einem seltsam riechenden Sommer:

«Die Stadt roch seltsam und meine Wohnung, meine Mitbewohner, die Männer, mit denen ich schlief – mein ganzes Leben roch seltsam. Und auf meine Haut hatte sich ein glänzender Film gelegt, den ich einfach nicht wegbekam und der seltsam roch.»

Davon ausgehend springt sie in der Zeit, zurück in die Kindheit im Appenzellerland mit linkspolitischen Aussteigereltern, die einen Hof im Nowhere bewirtschaften, über eine heftige Pubertät bis hin in den Alltag einer Endzwanzigerin, die nach einem lustlosen geisteswissenschaftlichen Studium anfängt, von und mit der Kunst zu leben.

Jessica Jurassica ist eine Kunstfigur. Nie sieht man mehr als ihre Augenpartie und ihre Lippen. Nimmt man den Namen als Metapher, so wird deutlich, dass es sich hierbei um mehr handelt als um ein blosses Pseudonym: «Jessica» ist ein Klischee-Mädchen, vielleicht das Pendant zu «Kevin». Ein Girl also, das mal eine Zahnspange hatte und bauchfreie Tops und Glitzerlidschatten. Dem gegenüber steht

«Jurassica»: das Grauen, etwas Monströses, steinzeitlich alt, vermeintlich ausgestorben und bedrohlich – wenn du nicht aufpasst, beisst es dir den Arm ab oder noch mehr. Zusammengesetzt klingt das nicht nur nice, sondern vereint vom Girly-Girl zur Furie die breite Palette der Weiblichkeit.

Zwischen Trip(!)-Advisor und Gesellschaftsanalyse

Doch wer steckt hinter dieser Kunstfigur? Beim Lesen des Romans drängt sich diese Frage auf und damit auch, wie autobiografisch der Text zu lesen ist. Durch die intimen Einblicke erhält man immer wieder das Gefühl, unerlaubt in einem Tagebuch zu blättern, was sich einerseits verboten anfühlt, aber irgendwie halt auch ganz geil ist. Mal gibt es Stellen, bei denen es sich eher um eine Reisedokumentation oder um eine Coming-of-Age-Story handelt, dann ist es wieder eine feministische Sozial- und Gesellschaftskritik, dann wird der Kulturbetrieb analysiert und dem folgt eine sprichwörtlich traumhaft anmutende Szene über einen Ayahuasca-Trip.

Das Genre ist also denkbar schwer festzulegen, da der Text vielschichtig ist und nicht in eine Schublade gesteckt werden kann. Für eine reine Erzählung ist er zu analytisch, für eine Abhandlung zu dokumentarisch. Hier ein Ausschnitt, der alle genannten Komponenten enthalten dürfte:

«Als ich menstruierend in der Fascho-Wohnung in Torre del Greco sass, hatte er mir vom Pool irgendwo an der mexikanischen Ostküste geschrieben: *vorhin habe ich*

gedacht du bist so etwas wie/ eine seelenverwandte/ aber dann dachte ich fuck das hört sich so/ schrecklich an und/ ob es nicht besser wäre/ wärst du einfach meine bitch und ich dein fuckboy/ weil seelenverwandtschaft so schrecklich klingt/ nach strand und yoga und sich gegenseitig/ gedichte vorlesen/ auch wenn die menschen ja immer zu einem sagen:/ geht es dir nur ums ficken/ oder habe ich auch andere qualitäten? Ich schrieb ihm zurück vom Ikea-Tisch mit Sicht auf die Insel Capri: ,bitch und fuckboy/ das klingt so ein bisschen nach lowlife/ nach sich gemeinsam oder gegenseitig zugrunde richten/ nach lines ziehen und knutschen in einer dunklen ecke/ am bahnhof mittwochnachts/ aber vielleicht ist das gut/ weil die menschen ja immer zu einem sagen:/ geht es dir nur ums schreiben/ oder habe ich auch andere qualitäten?»

Der Titel des Buchs stammt von der gleichnamigen Essaysammlung des Sozialphilosophen Alfred Sohn-Rethel, der über Italien in den 1920er Jahren schreibt. Bei ihm bezieht sich das *Ideal des Kaputten* auf neapolitanische Alltagsgegenstände, die zweckentfremdet oder nicht professionell repariert verwendet wurden. Durch diese kreative Lebensweise sieht Sohn-Rethel die Neapolitaner als Antagonisten der durchtechnologisierten und perfektionierten Arbeitswelt der Postmoderne.

Bei Jessica Jurassica lässt sich eine Übertragung dieses Ansatzes auf eine innere Ebene konstruieren: Wo andere auf Achtsamkeit und Yoga-Retreats setzen, auf vegane Superbowls und Mental-Health-Seminare, da inszeniert sich Jurassica mit einer Anti-Ästhetik aus überquellenden Aschenbechern, leeren Proseccodosen und einem Drogenkonsum, der sich «Sie» schreibt.

Peter Stamm wird wie nebenbei plattgemacht

Ihr selbstgewählter Antagonist im Literaturbetrieb ist der Bestsellerautor Peter Stamm, mit dem Jessica Jurassica genau zwei Gemeinsamkeiten verbinden. Die eine nennt sie selbst, es ist der Fakt, dass der Bodensee sie beide schon als Kind langweilte.

Auf dieses Zitat von Peter Stamm aufbauend verfasst Jessica Jurassica in Buenos Aires literarische Texte und veröffentlicht diese auf der Reisebewertungsplattform Tripadvisor. Zuerst über ein Restaurant namens Bodensee, es folgen weitere Touri-Spots. Ein geniales Format, das unter anderem zeigt, wie eigenmächtig junge Autoren und Autorinnen heute über das Medium Internet publizieren können, ohne der Abhängigkeit vom Kulturbetrieb ausgesetzt zu sein.

Die zweite Gemeinsamkeit, die Jurassica mit Stamm verbindet, ist die Fähigkeit, über Nicht-Funktionales zu schreiben. Stamms Texte handeln nie vom Liebesglück, von grossen Freuden oder emotionalen Höhenflügen, und auch Jessica Jurassica wird wortkarg, sobald sie Phänomene anspricht, die gut zu laufen scheinen.

Über Liebeskummer und dysfunktionale Beziehungsstrukturen scheint sie die Seiten mit Leichtigkeit zu füllen, aber als sie bemerkt, dass sie sich in einen Musiker namens D. verliebt und er sich auch in sie (wenn man einigermaßen vertraut ist mit ihrer Biografie, weiss man, wer hier beschrieben wird, das Kürzel hier zu lüften, fühlt sich aber an, als würde man das Geheimnis einer Freundin weiter erzählen, von daher lest selbst!), sobald es also um diese Liebesbeziehung geht, wird es auf einmal still. Eine der wenigen Infos, die man erhält, ist, dass sie ihren Rucksack in die Ecke seines Zimmers wirft und später dann ihre Kleider

obendrauf. Ok, Peter Stamm hätte sich bestimmt auch in dieser Situation noch in ausufernder Larmoyanz verloren, darauf verzichtet Jessica Jurassica – zum Glück!

Das «Feindbild Peter Stamm» ist insofern spätestens mit *Das Ideal des Kaputten* überholt, da Jessica Jurassica davon ausgeht, dass Stamm «alles in den Schoss fiel, [und er] es nahm, weil es ihm zustand». Sie hingegen sieht sich selbst als Literatin, die schwer kämpft, um erfolgreich zu werden.

Weiter im Text beschreibt sie aber dann, wie es zur Veröffentlichung ihres Debutromans kam: «[...] also schrieb ich irgendwann im Facebook-Chat an den Verleger, mit dem ich mich kurz vor dem Shutdown an der Langstrasse getroffen hatte: Lieber A., falls die Situation nicht auch den Verlagsbetrieb komplett auf den Kopf stellt, würde ich dein Angebot annehmen und *Das Ideal des Kaputten* gerne im Frühjahr 2021 bei deinem Verlag sehen. Ich bin ja jetzt arbeitslos, also habe ich Zeit. Herzlich, JJ»

Über diese Leichtigkeit dürfte sich Peter Stamm nur leise wundern, hat er doch mit Hilfe einer Agentur über zwei Jahre erfolglos Verlage angeschrieben und wurde erst über den Umweg einer Übersetzung ins Englische überhaupt publiziert

Nicht aufhören, unbequem zu sein

Dieses Spiel, das Jessica Jurassica hier mit Stamm durchzieht, kann als generelle Metapher für das Patriarchat begriffen werden. Auch in weiteren Passagen zeigt die Autorin, wie es ist, als junge Frau in einer männerdominierten Welt aufzuwachsen, ihre Rolle zu finden und sich zu etablieren – sei dies im Kulturbetrieb, in der Sexualität oder im Alltag. Mit einer pointierten Treffsicherheit und Tiefe zeigt sie die Problematiken, die sich stellen, und beschreibt gleichzeitig einen Weg, wie man diese Hindernisse umschiffen und plattwalzen kann, siehe Peter Stamm.

Und hier zeigt sich das eigentlich Überraschende des Romans: Während sich die meisten jungen, feministischen Autorinnen gut darin bewegen, Defizite zu beschreiben und an den Pranger zu stellen, so geschieht es doch ausgesprochen selten, dass auch ein Lösungsansatz dargestellt wird. Dieser schwingt im *Ideal des Kaputten* subtil mit und wird doch unmissverständlich klar – Fluchten aus dem patriarchalen System werden konkret genannt: toxische Liebesverhältnisse beenden, langjährige Freundschaften pflegen, auf Tamedia wixsen, reisen, Drogen nehmen und den eigenen Horizont erweitern, die eigene Herkunft als Ressource nutzen, nicht aufhören, unbequem zu sein, nicht aufhören zu schreiben und überhaupt: nicht aufhören.

Literarisch spielt Jessica Jurassica viel mit Wiederholungen, was den einzelnen Kapiteln sowie dem gesamten Text Abgeschlossenheit und Klarheit gibt, trotz der sprunghaften Erzählstruktur. Allein das spricht für ein gutes Handwerkszeug und dafür, dass die Autorin kann, was sie tut. Durch das Spiel mit dem Multimedialen (Facebook-Chats, Emails, Instagram-Stories, Tripadvisor-Bewertungen, Twitterfeeds etc.) bedient sich Jurassica eines literarisch wenig besprochenen und kaum anerkannten Ausdrucksstils und prägt damit ein neues Schreiben. Zusammen mit Anna Stern hat der Verlag Lectorbooks also zwei der spannendsten Jungliteratinnen der Gegenwart unter Vertrag.

Bettlektüre im Fuckdown

Das Magazin *Whatever the fuck you want* und Libby Jones' Handbuch *Striptease daheim* sind die perfekte Lektüre, um ein Jahr Lockdown zu feiern – die dritte Welle kann kommen.

Von Veronika Fischer



Aus: *Whatever the fuck you want*. (Bild: pd)



Striptease daheim passt zum Lockdown-Alltag. Es ist zwar aufwendig umzusetzen, da vermutlich kein Mensch seither jemals wieder einen BH getragen hat, von Strumpfhaltern und blickdichten Strümpfen mal ganz zu schweigen, aber die Autorin verspricht bei Einhaltung ihrer Ratschläge «aufregenden, abendfüllenden Sex», und das ist ja wohl besser als das nächste Sauerteigbrot zu backen, oder?

Die Profi-Stripperin Libby Jones verfasst 1968 das Handbuch *How to Undress in Front of Your Husband*, das ein Jahr später ins Deutsche übersetzt wird. Neben ihrer Bühnenerfahrung hat Libby Jones einen akademischen Background. Sie hat Englische Literatur studiert und lässt ihre Auftritte auch mal mit «Libby Jones, B.A.» ankündigen. Ausserdem hält sie Vorträge bei Lunchtreffen von Männerclubs. In ihrem Ratgeber dokumentiert sie einen gelungenen Strip, den alle zuhause performen können. Vom Handschuh bis zum Höschen fallen so nach und nach kunstvoll die Hüllen – je mehr man auszuziehen hat, desto besser. Nur die Highheels bleiben immer dran!

Sexualobjekt und Sexualsubjekt

Das Lesen des Buchs, das ein halbes Jahrhundert alt ist und jetzt im Berliner Matthes&Seitz Verlag wiederaufgelegt wurde, gestaltet sich einerseits amüsant, da die antiquierten Vorstellungen und Gesellschaftsnormen so herrlich unmodern klingen, andererseits sind die darin enthaltenen Ratschläge dann wieder gar nicht so absurd und passen gut zur feministischen Selbstermächtigung oder auch zur kapitalistischen Selbstoptimierung. Ein ambivalentes Lesegefühl also, das erst im Nachwort so richtig aufgedrösel wird.

Hier zeigt Philipp Schönthaler mit einer gelungenen sozialhistorischen Abhandlung, wo diese intuitiven Gefühle ihren Ursprung haben könnten: Die Kunst des Ausziehens ist seit Beginn des 20. Jahrhunderts gefangen in einem Spannungsfeld patriarchaler Machtstrukturen einerseits und dem emanzipatorischen Prozess andererseits. Die Frau als

Stripperin bewegt sich zwischen Sexualobjekt und Sexualsubjekt, heteronormative Strukturen werden gleichzeitig erzeugt und gebrochen. Es ist also ein Abenteuer, auf das frau sich begibt, sobald sie sich gekonnt entkleidet, nicht nur rückblickend im gesellschaftlichen Kontext, sondern vielleicht ja auch ganz privat. Denn wir wissen ja: Das Private ist immer auch politisch. In diesem Sinne, happy *Striptease daheim*!

Sei kein Arschloch

Whatever the fuck you want – ein queeres Sexmagazin, das die Lücke zwischen heteronormativer Schulaufklärung und unrealistischen Pornos schliessen will. Auf zartrosa Papier gedruckte Texte und Zeichnungen mixen sich auf 160 Seiten mit Hochglanzfotos. Sowohl in Schrift als auch in Bild wird eine breite Palette abgedeckt. Textlich geht es vom Flirtversuch bis zu expliziten Sexpraktiken, dazwischen Infos zu Rassismus, Drogenkonsum, Rechtsgrundlagen, einige Vokabelchecks und Soundtracks.

Aufgelockert werden diese informativen Blöcke durch wundervolle und wundersame Geschichten, die so vielseitig und bunt sind wie das (queere) Leben. Es geht vom Verliebtsein bis in den Berghain-Darkroom, von geflopten Dates über heisse Nächte, outdoor, indoor, Zweier, Dreier, Orgien ... Es sind Texte, die anturnen und Texte, die upfucken. So unterschiedlich sie sind, haben sie doch eine gemeinsame Message: «Alles kann, nichts muss!»

Bei all dem kinky Stuff könnte leicht ein Leistungsdruck entstehen oder die Annahme, dass queerer Sex besonders kreativ und abgefahren sein muss. Aber dem stellen die Autor*innen – unter anderem Saiten-Kolumnistin Anna Rosenwasser – Texte entgegen, in welchen verhandelt wird, dass One-Night-Stands nicht cool sein können, dass Fantasien nicht auf Anhieb erfüllt werden und dass es auch total normal ist, keinen Bock zu haben. Die wichtigste Regel für Sexangelegenheiten scheint zu sein: «Sei kein Arschloch.» Daran kann man sich ja immer guten Gewissens halten.

Ebenso vielschichtig sind die fotografischen Arbeiten von Anne Morgenstern. Die Personen darauf konnten vor der Kamera zeigen, was sie wollten, es gab kein künstlerisches Konzept und keine Vorlagen, sondern vollkommene Freiheit für die Akteur*innen. In den Darstellungen spiegelt sich genau wie in den Texten der ganze Facettenreichtum des queeren Sexlebens wieder. Von einer Umarmung geht es über viele erotische Posen in einem sehr ästhetischen Look wild weiter über alle Körperteile und Perspektiven, bis hin zu diversen Fetischen. Die abgebildeten Körper zeigen ebenfalls eine erfreuliche Diversität, einmal querbeet.

Schade nur, dass das Magazin so explizit als queer gelabelt wird. Die Inhalte sind an sich für jeden Menschen geeignet, auch für cis-Heteros, die so vielleicht nie zu diesem inspirierenden Buch greifen werden.

Libby Jones: *Striptease daheim*, Matthes & Seitz, Berlin, 2020

QUEER SEX – *whatever the fuck you want!*, erhältlich bei Print Matters printmatters.ch

Vaterbuch, Erinnerungsbuch

Nach ihrem 2020 erschienenen Erfolgsroman *Die Bagage* über das Leben ihrer Grossmutter erzählt Monika Helfer nun bruchstückhaft vom eigenen Vater. *Vati* ist ein glänzend geschriebenes Porträt einer Zeit und ihrer Menschen.
Von Karsten Redmann

Er hatte dieses eine Leben gehabt, aber wenn er wählen könnte, würde er sich beim nächsten Mal ein anderes aussuchen, sagt der Vater zur Tochter. Da ist die Tochter bereits erwachsen und selbst Mutter. Sie solle aber deswegen nicht gekränkt sein, weil es sie und ihre Geschwister ja dann nicht gäbe.

Ein anderes Leben? Die Vorarlberger Autorin Monika Helfer erinnert sich. Erzählt ein Leben nach. Das Leben des Vaters. Eines Schweigsamen, der längst verstorben ist. In Rückblicken tut sie das, mäandernd, und, wie sie im Dialog mit ihrer Stiefmutter klarstellt: «mehr wahr als erfunden».

Ein Leben aufrollen

Von der ersten Seite an schafft Helfer eine dichte Atmosphäre, erzeugt einen erzählerischen Sog, lässt vergangene Welten auferstehen, die Figuren nah- und greifbar werden. In ihrer eigentümlichen und sehr sinnlichen Sprache transportiert sie die gesellschaftlichen, familiären und persönlichen Verhältnisse auf kluge Weise, erzählt anekdotenhaft und dicht. Vor allem die Dialoge haben enorme Kraft und zeichnen sich durch ihre Genauigkeit in der Sprache aus.

Helfer unternimmt den literarischen Versuch, ein zu Ende gegangenes Leben aufzurollen, das Vertraute, aber auch Fremde darin kenntlich zu machen; berichtet, wie sich Vater und Mutter im Zweiten Weltkrieg kennenlernen, er Soldat, sie Krankenschwester; schildert, wie dem Vater ein Unterschenkel amputiert wird. Wie er, der Versehrte, sich ein Leben aufbaut, eine Familie gründet, zurechtzukommen versucht.

Über einige Jahre hinweg ist es für die Töchter das Paradies, dieses Leben. Ein Leben, weit weg von allem, auf einem Hochplateau in Vorarlberg, der 1220 Meter hoch gelegenen Tschengla; dort, wo der Vater als Verwalter des Kriegsopfererholungsheims eine Anstellung und ein Auskommen findet.

Doch mit der Zeit rückt das Paradiesische in den Hintergrund. Verblasst. Schicksalsschläge suchen die Idylle heim: Aus Angst vor einer Strafe und deren Konsequenzen versucht sich Josef Helfer umzubringen, scheitert, kommt für ein Jahr in ein Spital, muss täglich versorgt werden, verliert bald darauf seine geliebte Frau – die Kinder ihre Mutter. Lange bleibt die übriggebliebene Familie getrennt. Von Anfang an ist das Leben des Josef Helfer geprägt von Armut und Abhängigkeit.

Nur in den Büchern findet der Vater Trost. Schon früh beginnt er sie zu sammeln. Bis an sein Lebensende begleiten sie ihn, als kleine oder grosse Bibliothek, als Hort der Ruhe und Konzentration. «Untertags und auch nachts denk ich an ihn, wie er da in seinem Lehnstuhl sitzt unter der Stehlampe, rundum die eigenen Kinder und fremde, zum Beispiel die vom Erdgeschoss. Ihr Ball rollt um seine Füsse, unter den Stuhl, ihn schreckt es nicht. Er liest.»

Die Tochter liebt ebenfalls Bücher, liebt sie so sehr, dass sie schon früh mit dem Gedanken spielt, selbst welche zu schreiben. Der Roman ist Ausdruck dieses tiefsitzenden

Wunsches – die Welt mit den eigenen Worten festzuhalten, sie überdauern zu lassen, ihr Gestalt zu geben, ob erfunden oder wahr. Dem Vater schenkt sie ihre ersten beiden Werke, einen Erzählband und einen Roman.

Über die Weitergabe der Bücher und das daran geknüpft Gefühl schreibt sie: «Ich war gerührt, den ganzen Abend war er dagesessen mit den Bänden in seinen Händen, hatte sie gestreichelt, hatte daran gerochen, hatte irgendwo aufgeschlagen und mit hochgezogenen Brauen einen Absatz gelesen, ohne Kommentar.»

Aus Traum und Leben geformt

Helfers Erinnerungsbuch ist in einer Sprache verfasst, die einem nahekommst, sich aber nicht aufdrängt. Mit wenigen gekonnten Strichen skizziert sie einen Charakter, eine Person. Weniger gelungen und eher störend liest sich die eigene Kenntlichmachung der Autorin im Text. Zudem finden sich an einigen Stellen seltsame Kommentare. Einmal heisst es lapidar: «Und nun Achtung!» Ein andermal: «Chaos am Computerbildschirm.»

Dass sich Helfer als Erzählerin kenntlich macht, für Momente aus der Geschichte heraustritt und über das eigene Schreiben reflektiert, hat aber auch Vorteile, weil es dadurch möglich wird, einem der Erzählprinzipien der Autorin zu begegnen: «Ich bin müde. Ich klappe meinen Laptop zu, dehne mich, es ist erst früher Nachmittag. Nicht das Schreiben macht mich müde, auch nicht das Erinnern. Ich will müde sein. Ich setze die Müdigkeit professionell ein. Ich muss näher an die Träume heranrücken, noch nicht schlaf, aber auch nicht mehr wach, dann funktioniert das Erinnern besser.»

Die 73-jährige Monika Helfer hat mit ihrem schmalen Roman ein Erinnerungsbuch der besonderen Art geschaffen, aus Wahrem und Erfundenem eine Geschichte der eigenen Herkunft und Familie geknüpft, aus Sprache Leben nachgeformt, nicht nur das des Vaters und seiner Generation, sondern auch das eigene. Auf nur 176 Seiten lässt sie eine derart weite und tiefe Welt entstehen, die den eigenen Blick verändert, nicht nur zurück, sondern auch vorwärts, in ein Leben, das gelebt werden will.

Josef Helfers mühevolleres Leben endet nach nur 67 Jahren. Es endet tragisch: Mit seiner Beinprothese stürzt er in einer Bibliothek über einen Stapel Bücher und stirbt.



Monika Helfer: *Vati*, Carl Hanser Verlag 2021, Fr. 28.90

Vom Eintauchen in einen Text

Das Wortlaut-Festival 2021 ist digital – und trotzdem regional wie selten. Eine der neueren Ostschweizer Stimmen, die es zu entdecken gibt, ist Maya Olah. Sie präsentiert ihren Text *Im Hallenbad* als Video-Essay aus dem Volksbad. Von Eva Bachmann



Maya Olah (Bild: Flavio Karrer)

«Betritt man das Hallenbad, verlässt man die gewohnte Umgebung. Man sperrt die Landkleidung in einen Kasten und wechselt zum Wassergewand. Man duscht. Spült den ganzen Dreck und die Trockenheit der Aussenwelt ab, gewöhnt sich an die Beschaffenheit der flüssigen Umgebung.»

Diesen Text in einem coronaleeren Hallenbad zu verfilmen, sei anfangs wohl eine Bieridee gewesen, erzählt Maya Olah. Aber dann wurde das Literaturfestival Wortlaut ins Netz verlegt und die Idee reifte zum Plan, der dank einem Produktionsbeitrag der städtischen Kulturförderung auch umgesetzt werden konnte.

Realisiert haben den Film zwei Freunde, der Videokünstler Juan Ferrari und die Grafikerin Pascale Lustenberger. Man sehe darin keine duschenden Menschen, die sich in Wasserwesen verwandeln, und keine kopflosen Unterwasserkörper in rhythmischer Bewegung, wie man sie im Text durch die Schwimmbrille der Erzählerin beobachten kann. Maya Olah erklärt, dass sie zuallererst dem Text Raum geben wollten. Das Visuelle sollte nicht die Geschichte verdoppeln oder Handlung nachstellen, sondern eine eigene Bildsprache entwickeln.

Entgrenzung im Wasser

«Das Volksbad kenne ich gut. Ich habe dort als Juniorin trainiert», erzählt Olah. Sie ist 1990 in Baden geboren, in St.Gallen aufgewachsen, studierte dann Germanistik und Ethnologie und lebt heute in Zürich und Wien. Ihr Brot verdient sie mit Unterrichten und absolviert noch das Lehrdiplom für Maturitätsschulen. Die Zeit als Autorin ist knapp, «aber es ist klar mehr als ein Hobby», sagt sie, «das Schreiben hat in meinem Leben eine Dringlichkeit».

Gelesen hat sie schon immer, eigene Texte kamen früh dazu. Mit der Geschichte *Gestern noch* gewann sie 2016 im Opennet der Solothurner Literaturtage – der Preis war ein professionelles Lektorat, das sei sehr wertvoll gewesen. 2019 war sie dann Stipendiatin im Klagenfurter Literaturkurs, und sie erhielt ein Atelierstipendium in Berlin der Stadt St.Gallen. Erschienen sind bisher diverse kürzere Texte in

Anthologien und Zeitschriften wie «Das Narr», und in der Reihe #SRFzämeStah hat das Schweizer Radio 2020 ihr Hörspiel *Monstera deliciosa* produziert. Ein Stück, das Corona mit einem irrwitzigen Spin begegnet.

In Berlin war viel offene Zeit und da habe sie versucht, ihr Schreiben stundenplanmässig zu organisieren. Das funktioniere bei ihr nicht, «alles Brauchbare entstand anders». Ihre Texte entzündeten sich an einer Emotion, einer Beobachtung, einem Gedanken im Alltag.

Beim Hallenbad-Text könnte dies die Beobachtung der Luftblasen an den eintauchenden Händen gewesen sein, versucht sie sich zu erinnern. Daraus kann sich ein Text entwickeln, indem sich assoziativ weitere Szenen und Träume anlagern. Aber auch die wissenschaftliche Seite der Autorin kommt im Hallenbad-Text zum Zug. Mit Referenz auf den Ethnologen Victor Turner beschreibt Olah das Schwimmen als Ritual. Nach der Ablösung in der Dusche folgt die Phase der Liminalität. Als Wasserwesen ist man in einem Übergangsstadium, man «ist nicht mehr die, die man war, aber auch noch nicht die, die man sein wird». Man gehe in die Horizontale, werde zu etwas anderem, transformiere sich.

In dieser Liminalität ist Durchlässigkeit nach allen Seiten. Die Erzählerin ruft Wasserwesen wie die Meerjungfrau und Seeungeheuer auf, sie schiebt Ergoogeltes zu Lebenszyklen der Quallenart *Turritopsis dohrnii* ein, sie erinnert sich an pubertäre Schwimmbaderlebnisse und sie hofft, mit einem Schluck aus dem Lethe-Fluss die Erinnerung zu tilgen.

Erst nach dem Auftauchen gelangt man in der Garderobe zurück in die reale Welt und gliedert sich wieder ein. «Diese Spannung von subjektiver, körperlicher Erfahrung und theoretischem Wissen wollte ich in diesem Text bewusst gestalten», sagt die Autorin.

Sich in die Szene einschreiben

In der Wortlaut-Ankündigung nennt Maya Olah ihr Werk «ein Konglomerat aus Texten». Der grosse thematische Bogen ist da, die einzelnen Passagen sind über Motive miteinander verbunden. Das Eintauchen in einen Gedankenfluss, das Erzählen mit der inneren Stimme ist eine der Stärken von Olah. Mit ihren Kurztexten hat sie bisher einigen Erfolg gehabt, sie wurde an verschiedenen Orten publiziert und auf spannende, auch interdisziplinäre Lesefestivals eingeladen, wo sie Kontakte zu anderen Autorinnen und Autoren knüpfen konnte.

In Arbeit hat sie jetzt ein grösseres Schreibprojekt, das sie gern einen «längeren Text» nennt, um sich selber Druck wegzunehmen. Aber sie weiss auch, dass der Buchmarkt im deutschsprachigen Raum auf Romane ausgelegt ist. Dort hin will Maya Olah. Man darf gespannt sein.

Im Hallenbad von Maya Olah: online ab Sonntag, 28. März, 11 Uhr.

Weiter im digitalen Programm des Wortlaut-Festivals vom 25. bis 28. März: Richard Butz, Nicolas Mahler/Jaroslav Rudiš, Simone Baumann und Thomas Ott, Werner Rohner und Laura Vogt, Hildegard E.Keller, das «Leerbuch» des Museums of Emptiness und der Gassenhauer von Saiten mit Marcus Schäfer und Diana Dengler.

wortlaut.ch
Mehr dazu: saiten.ch/wortlaut-wird-digital

Schritte über die Grenze

Drei Frauen, drei Aufbrüche: Davon schreibt Werner Rohner in seinem zweiten Roman *Was möglich ist*. Der Autor ist zu Gast am digitalen St.Galler Literaturfestival Wortlaut. Von Gallus Frei-Tomic

Was möglich ist lotet aus. Werner Rohner beweist sich als Seismograph. In seinem Roman erzählt er drei Geschichten von Frauen und Männern, die in ihren Beziehungen über die Grenze, über die Konvention, über die Vernunft hinausgehen in unbekanntes Terrain. Dabei geht es Werner Rohner nicht um die Frage, ob der Schritt glückt, nicht einmal darum, ob er nachvollziehbar ist. Er begibt sich ganz nah an sein Personal, spürt ihm nach, dem Mut, der Hoffnung, der Verzweiflung, dem Zweifel.

Neue Existenz auf Zeit

Edith ist über 60 und arbeitet eine Ewigkeit im selben Café. Dort sitzen Menschen und erzählen ihre Geschichten. Einer davon ist Christoph, jünger als sie, Bademeister. Christoph versuchte einer leblos im Wasser treibenden Frau das Leben in den Brustkorb zurückzupumpen. Es sollte nicht sein. Die Frau blieb liegen. Aber nicht nur auf dem Betonboden der Badeanstalt, sondern auch in den Bildern in Christophs Kopf.

Edith, eine Frau mit feinem Gespür, kommt Christoph näher. So nah, dass das Zusammensein mit dem Mann Türen wieder aufreisst, von denen Edith glaubte, sie hätten sich für den Rest ihres Lebens geschlossen. Christoph gibt ihr zurück, was sie aufgeben hatte, obwohl da vor Jahrzehnten einmal eine Familie war.

Chris und Edith fahren weg, in ihrem alten Saab über Spanien bis nach Marokko, wo Chris mit Ediths Erspartem ein Haus in einem kleinen Dorf gekauft hat. Eine neue Existenz, ein neues Leben. Was sich für beide paradiesisch anfühlt, entpuppt sich aber doch als Fata Morgana, zumindest für Edith, die das neue Leben zwar genießt, ihre Rolle als Geliebte, Hausbesitzerin und Gastgeberin. Aber Edith fährt zurück, zurück in ihr altes Leben.

Bröckelnde Versprechen

Vera ist schwanger. Eingeladen an einen Kongress in New York, nimmt sie ihre Freundin Nathalie mit. Nathalie hat zwei Kinder, die sie für die paar Tage bei ihrem Mann zurücklässt, und Vera einen Ehemann, der nicht verstehen kann, dass sich Vera schwanger in ein Flugzeug setzt. Was aus der Ferne wie eine Geschäftsreise aussehen soll, ist aber schon bei den Vorbereitungen zur Reise und im Flugzeug erst recht ein Versprechen für viel mehr.

Veras und Nathalies Freundschaft ist Leidenschaft. Vera fühlt, dass zusammen mit ihrer Freundin etwas aufbricht, das bisher nur schlummerte. In der monumentalen Stadt auf der anderen Seite des Ozeans beginnt eine wilde Affäre, die im Rausch alles auszublenden vermag, lässt ein Leben aufkeimen, das sich aber mit dem Flugzeug zurück nicht ins alte Leben zurücktransportierten lässt. Die Versprechen bröckeln.

Bloss ein Zimmer

Michael ist Schriftsteller. Sein Freund Lorenz bittet ihn, seine Frau Lena, die ohne ihre Kinder mit einem Mal, wie aus



Werner Rohner (Bild: Christoph Oeschg)

dem Nichts, nach Neapel abgehauen ist, zur Rückkehr zu bewegen. Mit einem Typen. Lena und Michael kennen sich schon lange. Und weil Michaels Schreibe ins Stocken geraten ist, fährt er in die Stadt am Vulkan.

Lena zu finden ist nicht schwierig. Sie versteckt sich nicht, auch nicht den Mann mit Bauch an ihrer Seite. Auch der ist eine alte Geschichte. Michael wird zu einem Verbindungsmann. Lena ist ausgebrochen, in der Schwebel. Sie weiss genau, dass das Angefangene in Neapel keine Dauer hat und das Alte zuhause so keine Zukunft. Michael bietet ihr und ihren beiden Kindern eine vorübergehende Bleibe in seiner Wohnung an. Bloss ein Zimmer, aber immerhin. Und mit einem Mal steht Michael mittendrin.

Rohners Roman porträtiert drei Frauen, die es wagen, alles aufzugeben, allen Sicherheiten zu entsagen, die einen Neuanfang provozieren, ausreissen und abreissen lassen. In Sachen Ausbruch, sagt Rohner, «fehlt es an Vorbildern, im Gegensatz zu Magengeschwüren oder Burnouts. Es fehlt an Geschichten, die anders erzählt, anders gewertet und verstanden werden». Rohner, Jahrgang 1975, lebt als freier Schriftsteller in Zürich. Er studierte am Schweizerischen Literaturinstitut in Biel. Sein erster Roman *Das Ende der Schonzeit* erschien 2014.

Die drei Geschichten sind nicht nur thematisch miteinander verbunden. Sie spiegeln sich ineinander. Und sie treffen sich sogar ganz kurz im Café, in dem Edith während Jahrzehnten servierte. Aber die Geschichten spiegeln sich auch in allen, die sich auf diesen äusserst gelungenen Roman einlassen. Denn diesen einen Schritt, zumindest die Möglichkeit, den Gedanken darum, den Traum, die Idee tragen wohl die meisten mit sich herum. Dass Rohner daraus kein abgehobenes Abenteuer macht, ist die grosse Qualität dieses Romans.

Werner Rohner: *Was möglich ist*, Roman, Lenos Verlag Basel 2020, Fr. 32.–

Ein Gespräch mit Werner Rohner und der St.Galler Autorin Laura Vogt findet im Rahmen des Wortlaut-Festivals gefilmt statt: Sonntag, 28. März, 15 Uhr auf wortlaut.ch.

Gerechtigkeit für die «Wandas»

Wanda ist eine todernste Komödie über die Ausbeutung in der Pflege. Leider zu höflich und zu zahm. Nötig wären politische Besserstellungen der Care-Arbeit. Von Emilia Sulek



Szene aus *Wanda*.

Der neue Film von Bettina Oberli ist eine Tragikomödie. Er erzählt von einer Frau, die in die Schweiz zieht und dort als 24h-Betagtenbetreuerin arbeitet. Sie ist unterbezahlt und wohnt in einem Keller. Ganz unten angekommen, nimmt ihr die Arbeitgeberfamilie auch noch ihren Reisepass weg. Soweit gibt es wenige Gründe zum Lachen. Neben der üblichen Betreuung eines Patienten, der in seinen vier Wänden gefangen lebt, hat Wanda, die Protagonistin, Sex mit ihm. Sex gegen Geld.

Als ob dies nicht genug wäre, wird sie von ihm schwanger. Auch das ist keine besonders glückliche Wendung in ihrem Leben. Für Josef, den Patienten, ist es allerdings ein Wunder: Schliesslich war er überzeugt davon, dass er keine weiteren Kinder mehr zeugen könnte. Auf Wandas wunderliche Schwangerschaft folgt eine Serie von Feindseligkeiten von Seiten Josefs kultivierter Schweizer Familie.

Outsourcing von Liebe

Diese Geschichte stellt einen schwierigen Ausgangspunkt für einen Film dar, der für ein breites Publikum gedacht ist und witzig sein sollte. Leider erzählt er von einer bitterernsten Realität: der Realität vieler ausländischer Arbeitskräfte. Laut dem Staatssekretariat für Wirtschaft Seco arbeiten etwa 30'000 Frauen in der Schweiz im Pflegebereich. Diese Anzahl dürfte geringer, könnte aber auch höher sein: Neben den legal Angestellten gibt es auch jene, deren Arbeitgeber an Sozialabgaben sparen und ihnen einen ordentlichen Arbeitsvertrag verweigern. Für die staatlichen Behörden unsichtbar bleiben auch die Sans-Papiers, die in diesem Bereich tätig sind.

Betagte Personen zu betreuen ist keineswegs illegal. Im Gegenteil, es ist ein Job von grosser sozialer Bedeutung. Der Markt dieser Dienstleistungen ist im Umbruch, nicht nur weil die Gesellschaft altert. Die stationäre Seniorenpflege ist teuer, die öffentliche Beteiligung an ihren Kosten gering.

Die Familienangehörigen sind nicht immer bereit, ihre Autonomie zu opfern, um sich um die ältere Generation zu kümmern: eine Arbeit, die körperlich und psychisch anstrengend ist. In einer solchen Situation kann es logisch erscheinen, auf Auslagerung zu setzen: Outsourcing von Liebe. Und wenn man kostengünstige Liebe beziehungsweise Seniorenpflege sucht, schaut man gerne nach Osten und holt sich Arbeitskräfte aus Polen oder Ungarn, die beiden grössten Anbieter derartiger Dienstleistungen für die Schweiz.

Genau das tut die wohlhabende Wegmeister-Gloor-Familie im Film von Oberli. Statt Josef, das Familienoberhaupt, nach seinem Schlaganfall ins Pflegeheim einzuweisen, stellt die Familie für ihn eine polnische Betreuerin ein. Wanda wird als Live-in arbeiten, wie es im Jargon heisst: Sie soll bei den Wegmeister-Gloors wohnen und Josef zu Hause – in seiner geräumigen Villa am sonnigen Seeufer – betreuen.

Mensch zweiter Klasse

Bald wird Wanda seine engste Bezugsperson. Ohne sie kann Josef weder duschen noch auf die Toilette gehen. Sie hilft ihm beim Essen, geht mit ihm spazieren, pflegt seinen in Mitleidenschaft gezogenen Körper. Selbst nachts liegt das Babyfon in ihrer Reichweite und Wanda ist bereit, jederzeit aus ihrem Bett zu springen. Manchmal ruft Josef sie auch in der Nacht.

Die Care-Arbeit bringt Wanda Geld, das für sie als alleinstehende Mutter von zwei Kindern überlebenswichtig ist. Das bedeutet für sie aber auch, auf die Kategorie «Mensch zweiter Klasse» reduziert zu werden. Von Josefs Tochter Sofie wird sie nur in verächtlichem Ton als «die Polin» bezeichnet. Nur macht «die Polin» genau das, was Sofie selbst nicht schafft: Sie pflegt ihren Vater und gibt ihm emotionale Nähe.

Elsa, die schicke Frau von Josef, schenkt Wanda ihr altes Kleid bevor sie ... sie in die Küche schickt: ein barmherziges

Geschenk. Weniger herzlich wirkt sie, als sie Wanda befiehlt, die Küche nicht zu verlassen, solange die Partygäste im Haus sind. Für Gäste zu kochen – dafür wurde Wanda eigentlich nicht angestellt. Elsa dachte aber, dass «die Polin» – so nebenbei – auch den Haushalt schmeissen könnte. Dies für magere 160 Franken pro Monat. Eine Familie mit so viel Glanz und Glamour könnte grosszügiger sein.

Kein Einzelfall

Wanda ist kein Einzelfall. Wie die meisten Care-Arbeiterinnen pendelt Wanda zwischen ihrer Heimat und dem Haus ihres Patienten: ein paar Monate in der Schweiz, einer in Polen. Eine 24h-Arbeit erschöpft auch die Stärksten. Sie erfordert Herz, aber auch einen starken Körper und Geist, sagt Bożena Domańska, die das VPOD Netzwerk Respekt für Care-Arbeiter*innen in Basel leitet und Oberlis Filmcrew beriet.

Ihr Zuhause als Rückzugsort braucht Frau aber auch, weil sie dort ihre eigene Familie hat, der sie ihre Aufmerksamkeit schenken möchte. Ähnlich wie für viele Frauen liegt auch für Wanda Care-Arbeit unter ihrem Bildungsniveau. Viele Betreuerinnen waren einmal als Lehrerinnen, Büroangestellte oder anderweitig tätig. Der Schritt hin zur Care-Arbeit erfolgte aus ökonomischen Gründen. Wandas Beruf bleibt uns unbekannt. Der Film lässt aber in ihr polnisches Leben blicken. Als sie mit ihren Kindern skypet, sieht man ein mit Büchern überfülltes Wohnzimmer in einem Wohnblock. Unter den Care-Arbeiterinnen gibt es sicherlich auch solche, die einen Hochschulabschluss haben.

Wanda ist jünger als andere Care-Arbeiterinnen, die meistens gut über vierzig sind. Das war für das Drehbuch notwendig, denn sie musste ja im Film schwanger werden. Sexuelle Belästigung kommt in der Care-Arbeit durchaus vor, wenn auch nicht oft, wie die Frauen berichten. Auch bei einem bettlägerigen Patienten kann das Bewusstsein, eine «bezahlte» Frau zu haben, dazu führen, dass er sie mit Bitten um sexuelle Gefälligkeiten belästigt. Die übliche Pflege impliziert ohnehin eine gewisse Intimität. Warum nicht einen Schritt weiter gehen? Ist doch all-inclusive, kann der Patient behaupten. Ist es eben nicht. Zum Glück ist Josef in Oberlis Film bereit, für Sex zu bezahlen und zwar mit einem 1000-Franken-Schein.

Auf einem schmalen Grat

Die Regisseurin bewegt sich auf einem schmalen Grat des Klischees. Die Vorstellung, dass eine Osteuropäerin, wenn sie in Geldnot ist, käuflich wird, ist leider weit verbreitet. Aline Wüst schreibt in *Piff-Paff-Puff*, einem sorgfältig recherchierten Buch über das Milieu, dass die meisten Sexarbeiterinnen aus dem Osten kommen, was auch wirtschaftlich begründet ist. Es wäre jedoch ein Irrtum zu glauben, dass der Schritt in die Sexarbeit quasi automatisch geschieht oder gar natürlich ist.

Es ist auch deshalb ein schmaler Grat, weil dieses Stereotyp vom Schweizer Staat in seine behördlichen Abläufe eingebaut zu sein scheint. Eine Frau, die einen Antrag auf Staatsbürgerschaft stellt, bekommt eine Reihe von Fragen aus einem offiziellen Fragebogen gestellt. Ob sie im Milieu arbeiteten, wurden mehrere Frauen in meinem Freundeskreis gefragt. Sexarbeit mag eine Tätigkeit wie jede andere sein. Trotzdem wünschte ich mir, gefragt zu werden, ob ich als Lokführerin, Floristin, Köchin oder Ingenieurin tätig

bin. Der Weg zum Abbau von Geschlechter- oder ethnischen Vorurteilen besteht darin, Geschichten zu erzählen, die ihnen entgegenwirken. *Wanda* hat es nicht wirklich geschafft.

Oberlis Film zeigt eine Form der ökonomischen Ausbeutung, wenn nicht eine Art Sklaverei. Ihr Fokus liegt auf der Familie, das Problem ist aber politischer Natur: Ein reiches Land schliesst seine Versorgungslücken durch Aneignung von Personal aus Ländern mit hoher Arbeitslosigkeit und niedrigen Löhnen, die manchmal selbst nicht zum Überleben reichen. Der liberale Staat will seine eigenen Kosten für Seniorenpflege gering halten, verlagert sie dann aber auf andere Länder, die ohnehin wirtschaftlich unterprivilegiert sind.

Gerechtigkeit scheint zu teuer zu sein

In dieser Situation sollte man zumindest gesetzliche Regeln für faire Arbeitsbedingungen schaffen und schauen, dass die Frauen entsprechend ihrer Leistung entlohnt werden. Das ist selten der Fall. Eine Betreuerin wie Wanda mag Tag und Nacht auf Abruf sein, bezahlt wird sie effektiv nur für sechs, sieben, höchstens acht Stunden. Der Bund weigert sich, die Situation zu regulieren, und schiebt die Verantwortung auf die Kantone. Aber jede Änderung, die den Care-Arbeiterinnen eine faire Bezahlung garantieren würde, verursacht Kosten für die Gesellschaft. Gerechtigkeit scheint leider zu teuer zu sein.

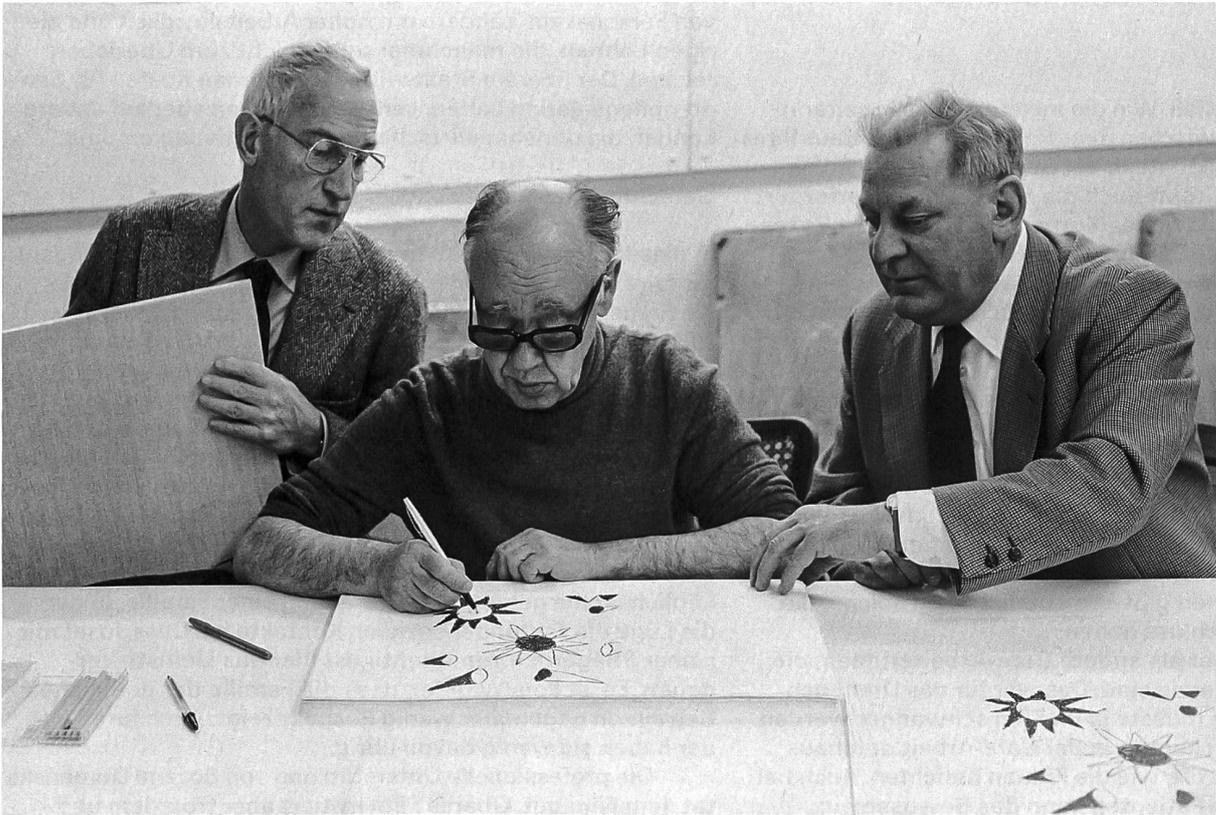
Wanda ist ein lobenswerter Film, er irritiert aber auch. Löblich ist die gelungene Darstellung einer Familie, in der die Lüge die Textur der sozialen Kontakte ist. Dass Josef mit seiner Pflegerin «fremdgeht», ist hier das kleinste Vergehen. Es ist kein Wunder, dass die Familie der polnischen Betreuerin gegenüber wenig Respekt zeigt. Auch füreinander haben sie wenig davon übrig.

Die professionelle Unterstützung von Bożena Domańska tat dem Film gut. Oberlis Film irritiert aber trotzdem und gerade deshalb, weil er so wenig irritiert. Das Thema eignet sich für ein Sozialdrama im Stil von Ken Loach, der Ikone des Genres, für einen Film, der wütend macht und das Publikum dazu bringt, die Welt verändern zu wollen. Aber Oberlis Film möchte lieber eine Tragikomödie bleiben. Er stellt die Machtstrukturen nicht in Frage. Er ist höflich und zahm. Vielleicht ist das die richtige Sprache, um solche Botschaften in der Schweizer Gesellschaft zu kommunizieren.

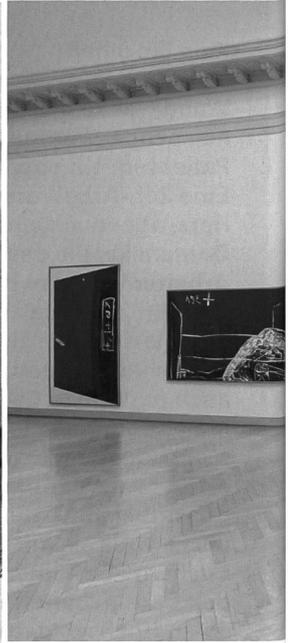
Bei vielen Betreuerinnen, die *Wanda* sehen werden, wird der Film die Hoffnung wecken, das Thema Ausbeutung in der Care-Arbeit stärker in die Öffentlichkeit zu rücken. Im Stillen werden sie hoffen, dass die Zuschauer*innen, die diese Art von Dienstleistung für ihre Senior*innen in Anspruch nehmen, ihre Haltung ihren «Wandas» gegenüber überdenken. Und auch, dass die Kantone, die bis jetzt keine gesetzlichen Regelungen eingeführt haben, diesen Schritt wagen. Wird der Film diese Wirkung haben? Gehen Leute, die einen Menschen in ihrem Keller hausen lassen, ins Kino, um solche Filme zu sehen? Und wird er sie zum Nachdenken anregen?

Türe auf zum Erker-Universum

Sie war lange Jahre die erste Adresse der Kunststadt St.Gallen: die Erker-Galerie am Gallusplatz. Jetzt zeigt das Kunstmuseum St.Gallen die dem Museum geschenkte Sammlung der Galeristen Franz Larese und Jürg Janett erstmals umfassend, samt allen Büchern der Erker-Presse. Imposant – und sehr männerlastig. Von Peter Surber



Eugène Ionesco mit den Galeristen Jürg Janett und Franz Larese 1983 in der Erker-Galerie. Bild: (Franziska Messner-Rast)



Die Türe scheint halb offen zu stehen. Sie empfängt einen im Oberlichtsaal des Kunstmuseums in ihrer ganzen schwarzen Monumentalität. Links eine angedeutete Türfalle, oben ein Kreuz, rechts hieroglyphische Zeichen – sonst nichts als Schwarz, zweieinhalb Meter hohe Schwärze. Die Tür eröffnet die fünfteilige *Suite Erker*, die Antoni Tàpies 1992 in St.Gallen geschaffen hat und die sonst im Hauptsaal der Fachhochschule St.Gallen dauerhaft öffentlich zugänglich ist. Die Tür öffnet auch den Zugang zum Erker-Kosmos und zu einer seiner vielen Qualitäten: Hier waren Kunst und Handwerk eins und nicht voneinander zu trennen.

In der Vitrine sieht man Tàpies bei der Arbeit: Mit der Kettensäge schrammt er Konturen ins Holz, die rippige Struktur ist unverkennbar auf den Abzügen. Die Fotografie stammt, wie alle Aufnahmen der Erker-Geschichte seit 1980, von Franziska Messner-Rast. Ihre Bilder in entspannter Schwarz-Weiss-Ästhetik begleiten die Ausstellung. Auch die früheren Jahre sind umfassend dokumentiert: Eugène Ionesco, Friedrich Dürrenmatt, Martin Heidegger, Ernst Jünger, Antoni Tàpies, Hans Hartung, Halldor Laxness, Piero Dorazio, Günther Uecker und all die Koryphäen, die von 1958 bis 2011, als Galerie und Erker-Presse ihre Tätigkeit einstellten, in St.Gallen ein- und ausgingen, sind porträtiert.

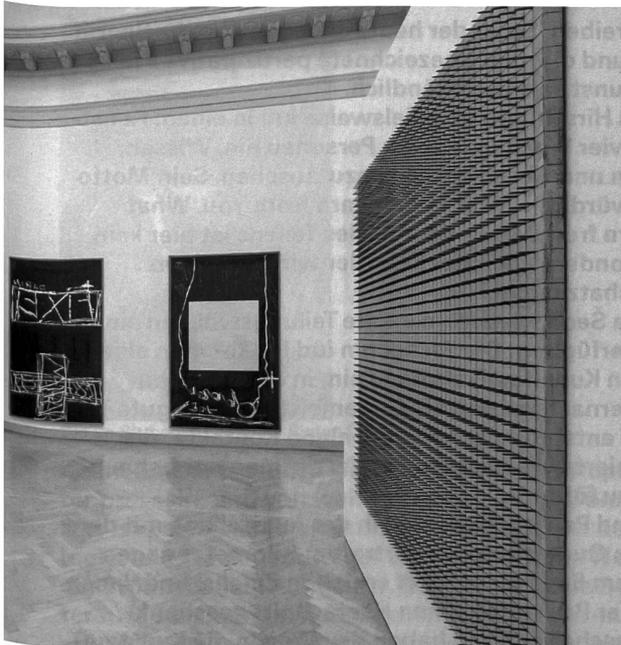
Der alttestamentarischen Wucht der Tàpies-*Suite* antworten gegenüber Günther Ueckers Nagel-Meditationen. Einerseits gehämmerte Statements für die Ewigkeit, ander-

seits löst sich auf den Prägedruckten das Harte des Stahls in fließende Weichheit auf und werfen die Holzschnitte, die sechs *Baum-Variationen* oder der *Lichtregen* flirrende Schwarz-Weiss-Schattenspiele an die Wand. Mittendrin, abweisend und soldatisch: Ueckers *Antibild*, *Räumliche Struktur*, *Aggressive Reihung* von 1974.

Monumental schwarz-weiss und farbenfroh

Es kann einem feierlich zu Mute werden mit diesem doppelten schwarz-weissen Paukenschlag im Oberlichtsaal. Oder je nach Gemütslage auch unheimlich. Auf dem Rundgang gibt es aber auch heitere Momente. Serge Poliakoffs präzise Formsetzungen, Max Bills Farbetüden oder der farbenverliebte Italiener Piero Dorazio setzen muntere Kontrapunkte. Und, auf der anderen Museumsseite, Eugène Ionescos bunte 16 Gouachen mit Gauklern, unglücklichen Jongleuren und anderen, nicht näher betitelten Exemplaren der Spezies *homo ludens* – gemalt 1982 bis 1988 in der Erker-Presse. Daneben noch einmal Variationen in Schwarz-Weiss: Hans Hartungs ernste, fernöstlich anmutende Lithographien.

Der letzte Saal ist dem St.Galler Peter Kamm gewidmet, neben Günther Förg der jüngste von Erker betreute Künstler. Zentral im Raum und von zeitloser Präsenz: *Auftauchen – Halme* von 1990–91. Das Werk, eine von Kamms fast organisch wirkenden Skulpturen aus rötlichem Eifelsandstein,



Suite Erker von Antoni Tàpies und Günther Ueckers *Antibild* im Oberlichtsaal.
(Bild: Stefan Rohner)

behauptet sich souverän neben Richard Serras monströsen quadratischen Stahlplatten (*Thelma, is that you?*, 1983).

Den Auftakt im ersten Saal, sechs Jahrzehnte früher, macht *Aubette* aus dem Jahr 1927 von Sophie Taeuber-Arp. Das Bild ist in seiner geometrischen Klarheit programmatisch für das lebenslange Interesse der Erker-Galeristen an der Abstraktion. Die zweite Künstlerin folgt in einer Vitrine gleich dahinter: Else Lasker-Schüler als *Prinz Jussuf*, Dadaverwandte, Dichterin und Traumtänzerin zwischen Männer- und Frauenrollen, zwischen Okzident und Orient.

Gruppenbild ohne Frauen

Sonst: nur Männer. Es ist eine der nachhaltigen Irritationen des Erker-Universums, das die jetzt eröffnete Ausstellung erstmals in aller Breite abschreitet. Die beiden Galeristen, beide Jahrgang 1927 und seit ihrer Gymnasialzeit in Frauenfeld befreundet, hatten zwar ein untrügliches Gespür für künstlerische Qualität und persönliches Charisma – aber Frauen hatten darin offenbar keinen Platz.

Das gilt auch für die insgesamt vier «Erker-Treffen», die in den Jahren 1972, 1974, 1979 und 1987 zumeist im Schloss Hagenwil stattfanden und je von grossformatigen bibliophilen Publikationen mit Originallithographien der Beteiligten gefolgt waren. Die Ausstellung zeigt Ausschnitte, die Namen sind ein Who-is-Who der europäischen Geistesgeschichte: Die Autoren Jean Cassou, Max Frisch, Martin Heidegger, Peter Huchel, Friedrich Georg Jünger oder Ezra Pound und die Künstler Max Bill, Asger Jorn, Giuseppe Santomaso, Mark Tobey, Fritz Wotruba usw. waren es allein beim ersten Treffen. Später kommen als einzige Frauen Margarete Mitscherlich und Hartungs Frau Anna-Eva Bergman hinzu, die mit

dem strengen neunteiligen Zyklus «L'or de vivre» eine der Entdeckungen in der Ausstellung ist.

Was den Erker-Geist auszeichnete, kommt an diesen Treffen klar zum Ausdruck: Zum einen sind Literatur und Kunst gleichwertig vertreten, zum andern war über das künstlerische Ergebnis hinaus die Geselligkeit ein zentraler Aspekt. Legendär müssen die abendlichen Tafelrunden im Restaurant Baratella nach getaner Arbeit gewesen sein.

«Das allgegenwärtige hedonistische Element der Erker-Galerie war – neben dem freien Geist – für viele Künstler und Literaten sicher ein gewichtiges Argument, einer Einladung Folge zu leisten», heisst es in einer Schilderung von Max Wechsler. Galerist Jürg Janett hebt in seinen Erinnerungen hervor, wie zentral das handwerkliche Arbeiten in der Werkstatt war für jene Atmosphäre der «Vertrautheit, wie sie eine als blosser Kunsthandelsbetrieb geführte Galerie nie erbringen könnte». Und Eugène Ionesco schätzte die Möglichkeit, in der Erker-Galerie und in St.Gallen «ein wenig von jenem Seelenfrieden zu finden, der unentbehrlich ist, um zu atmen, zu leben».

Dass der offensichtlich männerbündlerische, Frauen ausschliessende Zug der Erker-Galerie nicht problematisiert wird, ist eine der Blindstellen in der Ausstellung – so wie auch die weltanschauliche Position der Erker-Galerie vermutlich reichen Stoff zum Weiterforschen hergäbe. Im Foyer könnte man sich einlesen und einhören, hier sind alle Bücher der Erker-Presse erhältlich und Tonaufnahmen zu hören – darunter Heideggers 1969 bei Erker gesprochener Essay *Kunst und Raum* oder Kriegserinnerungen von Otto Dix.

Auffällig sind die gewaltig auseinanderklaffenden politischen Standorte der Erker-Gäste – vom Thurgauer Alfred Hugenberg, dessen Gedichte Jungverleger Franz Larese 1946 in seinem Bodensee-Verlag als erste Publikation herausbrachte, und anderen konservativen Denkern und Poeten wie Ernst und Georg Friedrich Jünger, Martin Heidegger, Ezra Pound oder Peter Huchel bis zu sozialkritischen Persönlichkeiten wie Otto Dix, Antoni Tàpies, Max Frisch, Alexander Mitscherlich und anderen, die im «Haus zur Wahrheit» am St.Galler Gallusplatz und in Schloss Hagenwil verkehrten. Auch das legt Zeugnis ab vom «freien Geist», den Larese und Janett lebten.

Der harte Kampf um die Avantgarde in St.Gallen

Was heute kaum noch nachvollziehbar ist (und in der brillant komponierten Ausstellung zu wenig thematisiert wird): Wie steinig der Weg dahin war, in St.Gallen Abstraktion und bildnerische Avantgarde bekannt und akzeptiert zu machen. Noch in den 50er-Jahren musste der damalige Museumskonservator Rudolf Hanhart jahrelang um den Ankauf des *Alpaufzugs* von Ernst Kirchner kämpfen, 1960 scheiterte er mit dem Plan, ein Werk von Serge Poliakoff für das Museum zu erwerben – für Poliakoff machten sich in der Folge die Erker-Galeristen mit mehrfachen Ausstellungen stark. Unvergessen ist der Konflikt um die Installation *Gran Esquinçall* von Antoni Tàpies, deren vier blutrote Stofffetzen 1970 im neuen Stadttheater-Gebäude einen veritablen Skandal verursachten.

Die Unermüdlichkeit der Erker-Galeristen, dem hiesigen Publikum abstrakte Kunst schmackhaft zu machen, kann in dem damals ausgesprochen moderne-feindlichen Umfeld der Stadt nicht hoch genug eingeschätzt werden.

«Erker. Galerie – Edition – Verlag», bis 21. November (verlängert),
Kunstmuseum St.Gallen

Die Kunst des Teilens

Das Kunst(Zeug)Haus in Rapperswil-Jona untersucht in einer Ausstellung das Teilen aus der Sicht von zwei Dutzend Künstlerinnen und Künstlern. Schnell zeigt sich dabei: der Begriff ist ebenso vielfältig wie seine Geschichte lang.
Von Kristin Schmidt



Joel Taubers *The Sharing Project* (Bild: Andri Stadler)

Heute schon etwas geteilt? Bilder? Filme? Eigene oder solche von anderen? Hochladen, weiterleiten, anderen den Zugriff erlauben – nichts Besonderes mehr in digitalen Netzwerken. Aber wie steht es um die materiellen Dinge? Werden sie genauso bereitwillig geteilt? Mit allen? Bedingungslos? Was überhaupt bedeutet es zu teilen? Dinge temporär oder endgültig hergeben? Mit oder ohne Gegenleistung?

Der Einstieg in die Ausstellung «Sharity – Teilen, Tauschen, Verzichten» könnte nicht besser gewählt sein: ein Holzschnitt von Hans Baldung, genannt Grien. Das Blatt aus der Zeit um 1505 illustriert die Geschichte des römischen Soldaten Martinus, der seinen warmen Mantel mit einem Schwerthieb teilte, um einem Bettler eine Hälfte abzugeben – teilen als pragmatischer, hilfreicher, selbstloser Akt.

Aber nicht allein das Motiv des Werkes passt inhaltlich perfekt in die Ausstellung. Der Holzschnitt selbst ist ein Medium des Teilens: Vor seiner Erfindung gelangten Bilder kaum an ein breites Publikum. Erst der Holzschnitt ermöglichte es, Informationen zu vervielfältigen und weit zu streuen. Die Flugblätter waren erfunden.

Aber warum prangt in einer Wolke oberhalb des Heiligen Martin das markante Monogramm Albrecht Dürers? Baldung arbeitete lange in dessen Werkstatt und selbstverständlich unter Dürers Namen: geteilte Meisterschaft statt Urheberrechtsstreit. Schliesslich dokumentiert auch die Grafik selbst einen Aspekt des Teilens, ist sie doch eine Leihgabe des Kunstmuseums St.Gallen an das Kunst(Zeug)Haus. Ohne solche wertvollen Tauschgeschäfte gäbe es weder regionale Ausstellungen noch globale Blockbusterpräsentationen.

Wissen, Kilometer, Rezepte teilen

Wenn ein kleiner Holzschnitt bereits so viele Aspekte des Teilens in sich trägt, braucht es dann die zeitgenössische Kunst überhaupt noch? Jüngere künstlerische Arbeitsweisen können neue gesellschaftliche Entwicklungen spiegeln oder

sogar vorantreiben. So ist der heute allgegenwärtige Begriff der Teilhabe und die damit bezeichnete partizipative Praxis auch in der Kunst selbstverständlich.

Thomas Hirschhorn beispielsweise lud in einem Kunstprojekt über vier Wochen hinweg Personen ein, Wissen, Kompetenzen und Geschichten auszutauschen. Sein Motto klingt glaubwürdig: «What I Can Learn from You. What You Can Learn from Me» – der Akt des Teilens ist hier kein einseitiger, sondern auch der Künstler wird um einen Erfahrungsschatz reicher.

Kateřina Šedá wiederum stellte Teilungswilligen ein Vehikel zur Verfügung: Die Tschechin lud im Rahmen eines norwegischen Kunstfestivals dazu ein, in einem Wohnwagen zu übernachten und als Gegenleistung eine gute Tat zu stiften. So entstehen genau diejenigen Kontakte, die kommerzialisierte Übernachtungsplattformen nur behaupten statt sie zu fördern.

Frank und Patrick Riklin sind in der Ausstellung mit dem Lenkrad ihres Quatschmobils vertreten: Kilometer gegen Worte – und am Ende einer Fahrt erhielten Zufallskund*innen eine Pizza oder Passanten einen Haarschnitt geschenkt. Auch Gemeinschaftsgärten haben den Weg in die Kunst gefunden wie bei Carmen Müller im Südtirol. Und eine recht alte Form des Teilens greift die Baslerin Meret Buser wieder auf: Sie gibt die Rezepte ihrer Grossmutter weiter und integriert sie in eine Installation aus Küchenbrettern.

Konsumgewohnheiten hinterfragt

Geteilte Freude ist doppelte Freude, aber ist teilen immer gut? Auch kritische Kommentare sind in Rapperswil zu sehen. Der Genfer Thomas Bonny widmet sich der Marketingstrategie eines global agierenden Konzerns, der auf die Etiketten von Cola-Flaschen Vornamen druckte und aufforderte, eine Cola zu teilen. Konsumentinnen und Konsumenten liessen sich gern verführen, diese Flaschen zu kaufen, und beschwerten sich sogar, wenn ihre Vornamen nicht erhältlich waren. Bonny setzt ihnen nun Unikate vor, ohne Getränk, aber einzigartig gestaltet.

Was wäre eine Ausstellung übers Teilen ohne Beteiligung? Im Foyer des Kunst(Zeug)Hauses steht ein feuerrotes Velo: Sladjan Nedeljkovic bietet es in Kooperation mit einer lokalen Velowerkstatt für spontane Ausfahrten an. Und Catherine Page Harris offeriert Wasser aus dem Zürichsee oder aus industrieller Abfüllung. Wer davon trinkt, stillt nicht nur den Durst, sondern denkt nach über geteilte Ressourcen, entscheidet über Anspruch und Konsum. Nachdenken und damit teilhaben an den Anregungen durch die Kunst – das ist die grosse gemeinsame Geste der ausgestellten Arbeiten.

Mikrofoniertes Wohnzimmer



Dio im Stubenstudio (Bild: Simon Costabiei)

Kaum hörbar lässt der Wind ein paar Regentropfen ans Fenster prasseln, und von weit her ertönt leises Donnerrollen. Das ist keine billige Effekthascherei, sondern dem meteorologischen Zufall geschuldet und angenehmer Nebeneffekt der Wohnzimmer-Aufnahme. Das aufziehende Sommergewitter fügt sich nahtlos ins zehninütige Klavier-Instrumentalstück *X*, das in einem Take aufgenommen wurde.

Der ganze Track besteht nur aus wenigen einzelnen, langgezogenen, bloss mit Ansätzen von Melodien umspielten Akkorden. Einfaches Taktklopfen auf das Pianogehäuse in der Songmitte lässt nur für einen kleinen Moment so etwas wie Tempo aufscheinen. In dieser Einfachheit liegt der Zauber dieses hypnotischen Stücks, das einen in ein wohligh warmes Wechselbad in Moll und Dur taucht.

Düster und deep wird *Dreams & Nightmares*, der Erstling von Worries and Other Plants, allerdings erst gegen das Ende hin; und *X* ist vielleicht nur ein ausuferndes Intro zur wunderbaren Schlussballade *Funeral*, mit souligem Touch, gesungen von Gastsängerin und Singer/Songwriter-Jungtalent Femi Luna.

Sofa-Feeling für konzertlose Zeiten

Hinter Worries and Other Plants steht der Rheintaler Dionys Müller. Der Drummer des Rockduos Too Mad hat das Album im vergangenen Herbst im Alleingang in den eigenen vier Wänden eingespielt. Dass man dieses Sofa-Feeling der Aufnahme anhört, macht gerade in schmerzlich konzertlosen Zeiten wie diesen den besonderen Reiz des Albums aus.

Dreams & Nightmares hätte ursprünglich eine Klavierplatte werden sollen. Letztes Jahr hat Müller, gelernter Bäcker und heute Arbeitsagoge in einer Küche, die ganze Palette an Gefühlen, die so ein Coronasommer auslösen kann, eingepackt und ist umgezogen. Weil er am neuen Ort genug Platz hat, hat er bei dieser Gelegenheit auch sein altes Piano aus dem Elternhaus zu sich geholt. In der eigenen Stube kann man die Mikrofone gut auch mal ein paar Tage oder Wochen stehen lassen. Und zum Jammen und Ausprobieren war ohnehin mehr als genug Zeit.

So reifte im Herbst Müllers Soloprojekt heran, wobei er mehr und mehr auf die Gitarre zurückgriff, die den Sound

Der Erstling von Worries and Other Plants könnte nicht sympathischer klingen. *Dreams & Nightmares* lehnt sich bewusst an den Sound der 70er an. Das eingängig-ehrliche Soloalbum des Too Mad-Drummers Dionys Müller ist der perfekte Soundtrack für die ein- bis zweisamen Lockdown-Stubentage. Von Roman Hertler

des Albums fortan prägen sollte. Am ehesten an den stampfenden Bluesrock von Too Mad – allerdings mit wesentlich weniger Verzerrung in den Riffs – erinnert *Nightmares*. Ansonsten ist *Dreams & Nightmares* ein eigenständiges Werk, das stimmungsmässig zwischen Nachdenklichkeit und Aufbruch pendelt.

Den beinahe lüftigen Opener *Clouds* haucht Müller ins Mikrofon wie Mark Oliver Everett, der es als Eels-Mastermind wie kein anderer versteht, selbst traurigste Töne mit einem zuversichtlichen oder auch ironisch-bitteren Lächeln aufzuhellen. Mit runtergestimmter Akustikgitarre und Wüstenblues-Coolness nimmt Müller dann in *Within* den Kampf gegen innere Dämonen der Vergangenheit auf: «This place is my biggest fear / but this barrier must fall».

Sympathischer Stubenbesuch

Weil alleine Jammen auf Dauer einsam macht, hat Müller nebst Femi Luna weitere Freunde in seine neue Stube geladen. So gehört etwa der Grafiker Simon Costabiei fix zum Worries-Projekt. Als Kooperation angelegt ist auch die krautige Downtempo-Nummer *Under Water*, quasi der nebelgeschwängerte Saunagang in dieser Entscheidungsplatte, aus einem Jam mit dem Bassisten Janne Jusula entstanden.

Angela Federer leiht dem Song ihre warme Stimme, die sehr gut ohne die immergleichen Castingshow-Pop-Vibratos auskommt. Federer trifft die Töne, die geradlinig direkt reingehen. Und für die «good vibrations» ist mit der spacigen Leadgitarre, Delay-Effekten und gelegentlichem Klapperschlangenschlängeln schon gesorgt. Der Song versucht gar nicht erst, seine Nähe zu Vorbildern aus den 70ern zu kaschieren. Die Anlehnung passiert bewusst unterbewusst. Wer genau hinhört, vernimmt im Hintergrund Plauderei und, die die samstagnachmittägliche Aufnahme-Session begleitet haben.

Dionys Müller, der ursprünglich eher aus dem Hip Hop kommt, hat in letzter Zeit viel Woodstock etc. gehört. Das merkt man. Allerdings nicht überall ganz so ausgeprägt wie in *Under Water* oder in der leicht schwebenden Sechsstakt-Ballade *Dreams*, wo die fein solierende Orgel am Schluss von einer verspielten Trompete (Marco Oberholzer) überlagert wird. Es ist die einzige Stelle, die in manchen Ohren etwas überladen wirken könnte. Dem Song und dem Album, dessen Schönheit ansonsten gerade durch die Einfachheit der organischen Arrangements besticht, kann das nichts anhaben.

Worries and Other Plants ist bisher nicht zur Band herangewachsen, sondern im Kern ein Soloprojekt geblieben. Müller genießt diese Unabhängigkeit und Freiheit, wie er sagt. Konzerte sind vorerst – nicht nur wegen Corona – keine angedacht, obwohl er nicht abgeneigt wäre, die Songs mit anderen Leuten zu spielen. Vorerst aber bleibt *Dreams & Nightmares*, was es ist: Der perfekte Soundtrack für gemütliche Stunden in der eigenen Lockdownstube.

Worries and Other Plants: *Dreams & Nightmares*, ab Ende März im Eigenvertrieb auf den gängigen Online-Plattformen. Vorgesehen ist auch eine Vinylpressung.

Bewegt und farbig

Im Zeughaus Teufen inspirieren sich gleich mehrere Ausstellungen gegenseitig. Von Peter Surber

Zusammen allein



«Zwischen Farben», Zeughaus Teufen. (Bild: pd)

Transformation ist in aller Munde – Corona-geplagte Kulturunternehmen können sich mit Geld von Bund und Kantonen neu ausrichten und zukunfts-tauglich machen. Einer, der das Transformieren seit jeher zum Programm gemacht hat, ist Ueli Vogt vom Zeughaus Teufen. Schon vor Jahren hat er die «Zwischenstellung» erfunden, ein Einschieselsel zwischen den Ausstellungen. Und mehr und mehr geht im Zeughaus eins ins andere über, spriesst aus einem Thema ein anderes und kommt zusammen, was man nicht unbedingt zusammendenken würde. Transformationshilfe braucht das Zeughaus dafür nicht.

Seit der Wiedereröffnung Anfang März verschlaufen sich gleich ein halbes Dutzend künstlerische Arbeiten ineinander. Zentral und auffällig: die Farbbahnen und -fetzen, die sich um den Mittelgang des Zeughauses ranken und schlingen. Katrin Hotz, die Glarner Künstlerin hat die Installation namens *Harlekin* ausgeheckt, im Zeughaus wurden die langen Bahnen bemalt. Durch den Farbauftrag entstanden Falten, die Ränder sind teils angerissen, das Material scheint hautartig zu leben. Auch aus einem der Fenster hängen Farbstreifen – der ursprüngliche Plan war es, sagt Kurator Ueli Vogt, das ganze Haus «mit Farben zu füllen, bis es zu den Fenstern hinausquillt». Eine weitere Farbbahn hat sich ins Zimmer mit den Bildern von Hans Zeller verirrt oder eben nicht verirrt. Und gibt sich dort als Wandbemalung aus.

Rund um den *Harlekin* haben Malerinnen Platz gefunden. Gilgi

Guggenheim zeigt ihre mit einem einzigen Pinselstrich gemalten, meditativen Aquarelle *Once*. Lucie Schenker ist mit Zeichnungen und einer Filzarbeit vertreten, in einer Ecke sind Holzschnitte von Gret Zellweger aufgereiht, und in die Zeller-Dauerausstellung schmuggeln sich Bilder der verstorbenen Johanna Nissen-Grosser.

Und dann, ein ganzes Jahr lang an der Stirnwand zu bewundern: Hella Sturzeneggerts Textilkunstwerke. *Mare nostrum* (2016) ist eine düstere Apokalypse mit schwimmenden oder ertrinkenden Menschenfiguren – Assoziationen an die jahrtausendelange Kriegsgeschichte des Mittelmeerraums und die heutigen Flüchtlingskatastrophen sind von der Künstlerin ausdrücklich gewollt. Daneben entwerfen sieben kleinformatige Stickereien mit Pflanzen, Wasser, Vögeln und anderen naturnahen Impressionen eine hellere Welt *Zwischen Himmel und Erde*, wie der Titel heisst. In den dichten Textilstrukturen kann man sich verlieren.

Die spielerische Ausstellung macht die Augen und den ganzen Kopf hellwach. Wer trotzdem müde wird, setzt sich auf eine Bank – einige Exemplare stehen neu im Zeughaus, Nachbauten des Originals, das der verstorbene St.Galler Architekt Max Graf, unter anderem Erbauer des Schulhauses im Pestalozzidorf Trogen, entworfen hatte. Bei Ueli Vogt sind selbst Ruhe-bänke in ständiger Transformation.

«Zwischen Farben», Zeughaus Teufen, bis auf weiteres offen zeughausteufen.ch

Wie löst man sich als Band aus der Coronastarre? Wie bleibt man mit den Fans in Kontakt? Und wie erschafft man online etwas, das nicht alle machen? Diese Fragen hat sich auch das Saint City Orchestra gestellt und ist zum Schluss gekommen: zusammen mit anderen Betroffenen.

Mit acht Bands aus der Region haben die «Saints» die coronakonforme «Empty Pub Tour 2021» auf die Beine gestellt. Gestreamt wird per Facebook. Die Idee dahinter: Musik aus der Region in die Wohnzimmer bringen – und hoffentlich neuen Schwung in die Szene. Netter Nebeneffekt: Je mehr dabei sind, desto grösser die Reichweite. Denn einfach nur präsent zu sein in den Sozialen Medien reicht heute nicht mehr, um unter die Leute zu kommen, es braucht einen Turbo-Boost, um die Algorithmen auszutricksen.

Auf dem Lineup der virtuellen Tournee stehen Marius Bear, We Are Ava, Backwood, Kevin Staffa, Marius von der Jagdkapelle, Roger O'Dubler, Velvet Two Stripes und Tüchel. Sie führt in die Süd-Bar, ins Presswerk Arbon, ins Gallus Pub, das Rook, in die Rock Story, zu Schützengarten, in die Eventhalle Hektor und die Torpedo Bar.

Das Konzept der 15- bis 30-minütigen Episoden, die ab dem 28. März jeweils am Sonntag und am Mittwoch online gehen, ist so aufgebaut, dass alle Beteiligten profitieren. Zwei bis drei Songs werden gemeinsam performt, alle unplugged, ausserdem kommen die Gastmusiker*innen und Gastgeber*innen in kurzen Interviews zu Wort. Die ersten Episoden der Tour sind bereits produziert, ermöglicht unter anderem dank Geldern aus dem Corona-Transformationstopf des Kantons St.Gallen. (co)

The Empty Pub Tour 2021: 28. März bis 21. April saintcityorchestra.com

Frühling, alles spriesst, auch die Magazine – der «Nebelspalter» zum Beispiel kommt neu online daher, allerdings erst nach Redaktionsschluss dieser Ausgabe. Dafür liegt «AZwei» auf dem Tisch, ein Plakat als Monatsmagazin, erfunden und gestaltet vom jungen Ausserrhoder Grafiker GIAN GUMPP. Die Ausgabe eins zielt eine Frauenfigur von Lino Luginbühl, hinten folgt ein Gedicht von Emma Matzinger und ein Comic von Nina Schweizer und Akimsan Thambiah. Gump sieht «AZwei» als «Gesamtwerk von vielen» und ruft deshalb zur Mitarbeit auf: hallo@azweiplakat.ch.



A propos «Nebelspalter»: Dessen neuer Redaktionsleiter RALPH WEIBEL, auch Spezialist für Klo-Geschichten, hat mit Radiomann und Buchautor MARTIN OESCH einen Krimi geschrieben. *Tatort Bodensee. Der Fall Winterberg* handelt von einem Bierpatron, um den sich laut Ankündigung des Gmeiner-Verlags ein Sumpf von «Gier, Macht und Liebe» auftut.



Im Doppel legen auch die Zeichnerin LIKA NÜSSLI und die Autorin ANDREA GERSTER nach: Einst mit *Instantgeschichten* im Saiten-Verlag gestartet, bringen sie jetzt ein SJW-Heft mit dem Titel *Moni heisst mein Pony* heraus. Und, dicke Gratulation: Lika Nüssli hat einen von zehn Werkbeiträgen von Pro Helvetia im Betrag von 20'000 Franken gewonnen. Bei dem Pilotprojekt für Comicförderung waren 64 Bewerbungen aus der ganzen Schweiz eingegangen.



Gute Förderideen sind dank Corona besonders willkommen. Dazu gehört der Schweizer Performancepreis, eine partnerschaftliche Förderinitiative der Kantone Aargau, Basel-Landschaft, Basel-Stadt, Luzern, St.Gallen, Zürich und der Stadt Genf. Bis zum 15. April kann man sich bewerben. Die Jury wählt sieben Finalist*innen, die Ende August in der St.Galler Lokremise zum Finale an- und auftreten werden. In der Jury sitzen unter anderem die Künstlerin KATJA SCHENKER und NADIA VERONESE, Kuratorin am Kunstmuseum St.Gallen. Infos: performanceartaward.ch.



Nicht grad alles neu, aber manches anders wird diesen Frühling in den St.Galler Kulturhäusern. Als neuer Direktor des Historischen und Völkerkundemuseums ist der Zürcher PETER FUX gewählt worden, Archäologe und Ausstellungsmacher am dortigen Rietberg Museum. Er löst Daniel Studer ab, der in Pension geht. Mehr zu Fux auf saiten.ch/menschen-nicht-scherben-interessieren-ihn. Und das kantonale Amt für Kultur leitet als Nachfolgerin von Katrin Meier ab April TANJA SCARTAZZINI, Kunsthistorikerin und bisher beim Kanton Zürich tätig. Was Scartazzini an St.Gallen interessiert, ist ebenfalls online zu lesen: saiten.ch/ich-komme-mit-offenen-augen. Der Braindrain von Zürich in den Osten ist ein unverkennbares Zeichen dafür, dass die Gallenstadt einen zweiten Frühling erlebt. Jetzt muss sie nur noch zur Velostadt werden.



Monatstipps der Magazine aus dem Aargau, Basel, Bern, Liechtenstein, Luzern, Olten, Winterthur und Zug



Programmzeitung
Kultur für Kanton Basel

50-Franken-Frau

Sophie Taeuber-Arp (1889–1943) ist eine bekannte Unbekannte, die viel zu lange im Schatten ihres Künstlergatten stand. Neben der Anbindung an ihren Mann war es auch die Vielseitigkeit der Schweizer Künstlerin, die es schwierig machte, sie einzuordnen. Nun stellt das Kunstmuseum Basel erstmals in einer umfassenden Retrospektive das Schaffen der Pionierin der Abstraktion einer internationalen Öffentlichkeit vor.

Sophie Taeuber-Arp. Gelebte Abstraktion bis 20. Juni, Kunstmuseum Basel Neubau kunstmuseumbasel.ch



BKA
BERNER KULTURAGENDA

Lückenleben

«Wenn man einen einzelnen Tag eines Menschen erzählen möchte, reicht ein ganzes Leben nicht. Es passiert so viel gleichzeitig.» Die Berner Autorin Li Mollet hat einen literarischen Weg gefunden, mit diesem Widerspruch zu spielen. In ihrem neuesten Werk «weiße Linien» kreierte sie fein, sanft und eindrücklich zugleich eine Figuration der Josefine O. – auf in den Lauftext eingeschobenen Kurzzeilen präsentiert sie deren Tag mit Lücken und anderen Figuren.

Li Mollet: weiße Linien Ritter Verlag, Klagenfurt 2021 ritterbooks.com



KUL

Gruselroman

Der alte Herzog von Gerolstein liegt tot in seinem Herrenhaus. Bei ihren Ermittlungen stossen Tatortzeichner Julius Bentheim und sein Freund Albrecht Krosick auf ein Netz aus Intrigen, Mord und Gewalt. Unversehens geraten sie in den Einflussbereich einer Geheimgeloge und schon bald kommt es zu mysteriösen Verwicklungen mit gefährlichen Doppelagenten: Gruselspannung in der Metropole an der Spree, geschrieben vom Liechtensteiner Schriftsteller Armin Öhri.

Armin Öhri: Das schwarze Herz, Gmeiner-Verlag, Messkirch 2021 gmeiner-verlag.de



041
www.null41.ch

Musterausstellung

Monika Feucht musste ihre Ausstellung «Signum-Systeme. Zeichnungen, Objekte» coronabedingt mehrfach verschieben. Im März erblickten die poetischen Werke endlich das Licht der Öffentlichkeit. Dabei zeigt die Luzernerin ihr Gespür für Muster, für das Bizarre, das Flüchtige – eine Ausstellung, auf die es sich zu warten gelohnt hat.

Monika Feucht: Signum-Systeme. Zeichnungen, Objekte bis 3. April, Kunsthandlung & Galerie Carla Renggli, Zug galerie-carlarenggli.ch



ZUGKultur

Pfahlbauerinnenideal

Wir blicken mit der Brille des heutigen Wissensstands und der populärkulturellen Verarbeitung desselben in unsere Vergangenheit. Das Museum für Urgeschichte(n) erzählt in der Ausstellung «Bildergeschichten» davon, weshalb wir uns die Vergangenheit so vorstellen, wie wir es tun. Von Albert Ankers «Pfahlbauerin» bis zum Filmplakat von Indiana Jones. Das Publikum erfährt, welche archäologischen Quellen den Bildern zugrunde liegen und welche zeitypischen Ideale sich in ihnen widerspiegeln.

Bildergeschichten bis 30. Mai, Museum für Urgeschichte(n), Zug urggeschichte-zug.ch



AAKU
Aargauer Kulturmagazin

Psychokrimi

Theater Marie und das Theater St.Gallen inszenieren «Schleifpunkt», das neue Stück von Maria Ursprung für einen audiovisuellen Stream. Renate, Fahrtschullehrerin, verliert zunehmend die Kontrolle über ihr Leben. Auslöser ist ein Unfall am Waldrand. Sie fährt eine Person an, die sie dann bewusstlos nach Hause nimmt, anstatt Krankenwagen oder Polizei zu informieren. Und der Psychokrimi nimmt seinen Lauf.

Schleifpunkt Livestream: 21. April, 19 Uhr theatermarie.ch, theatersg.ch



Coucou

Überraschkraft

If Every Day Were a Holiday, Towns Would Be More Mysterious: In ihren Arbeiten spielt Jiajia Zhang mit Dynamiken. Ihre Ausstellung vereint Fotografie, Textzitate aus Hoch- und Populärliteratur sowie Ton- und Videoarbeiten. Erst durch die Zusammenstellung im Raum verleiht Jiajia Zhang ihren Werken eine Wirkkraft, die immer wieder zu überraschen vermag.

Jiajia Zhang: If Every Day Were a Holiday, Towns Would Be More Mysterious 23. April bis 10. Juli, Coalmine Winterthur coalmine.ch



kolt

Multigraf

Weltberühmt ist er als Regisseur. David Lynch ist aber eigentlich viel mehr, unter anderem Fotograf. Das Oltnere Haus der Fotografie öffnet Ende März seine Tore mit der ersten Foto-Ausstellung des rastlosen Multitalents, kuratiert von Nathalie Herschdorfer.

INFINITE DEEP – The photographic world of David Lynch bis 27. Juni, Haus der Fotografie, Olten ipfo.ch

Zum Kolt-Artikel: kolt.ch/signature-lynchienne-die-welt-in-den-auge-von-david-lynch/